

Dela Kienle  
Ein Jahr in Rom



Dela Kienle

**Ein Jahr in  
ROM**

**HERDER** The logo consists of a large, stylized number '4' with a horizontal bar at the top, and a smaller number '5' positioned below the right side of the '4'. The numbers are rendered in a light gray, outlined font.

FREIBURG · BASEL · WIEN



Originalausgabe

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2017  
Alle Rechte vorbehalten  
[www.herder.de](http://www.herder.de)

Satz: Dtp-Satzservice Peter Huber, Freiburg  
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-451-06925-3

## Inhalt

Prolog	7
Juni – Alle Wege ...	9
Juli – Das große Fressen	26
August – 40 Grad im Schatten	40
September – Im Namen des Vaters	57
Oktober – Ja, sie wollen!	72
November – Absurdistans Hauptstadt	89
Dezember – O du Fröhliche	102
Januar – Verkehrsbe(un)ruhigt	121
Februar – Falsche Marokkaner	134
März – Von Tigern und Teufeln	150
April – Zusammen	163
Mai – Hin und weg	175
Anmerkungen	183



## Prolog

AM SCHÖNSTEN IST ROM im Frühjahr, wenn die Spanische Treppe unter pinkfarbenen Azaleen versinkt. Wobei ... vielleicht ist der Sommer sogar noch schöner. Nach der flirrenden Tageshitze erwacht die Stadt erst abends zum Leben. Jede Piazza verwandelt sich zur Freiluftbar, und die Schatten tanzen zu den Akkordeonfetzen, die aus der nächsten Gasse herüberschweben. Ich mag aber auch den Herbst, wenn die Marktfrauen auf dem „Campo de Fiori“ Steinpilze aufhäufen. Und dann beginnt die magische Winterzeit, in der die kleinen Holzkohlefeuer der Maroni-Verkäufer duften und die ganze Altstadt glitzert.

Ein Jahr durfte ich in Rom verbringen, der wohl schönsten aller italienischen Städte. Einmal konnte ich alle Jahreszeiten auskosten – und nicht nur die touristischen Höhepunkte, sondern den normalen Alltag kennenlernen. Dann musste ich wieder in den Norden ziehen. Eine waschechte Römerin ist aus mir also nie geworden. Stattdessen ist schließlich mein Lieblings-Römer zu mir in die Kälte gezogen, wir sind in Holland gelandet, haben geheiratet. Und jetzt besuchen wir zumindest unsere große Verwandtschaft in Rom, wann immer es geht. Wenn wir dann zum ersten Mal wieder durch die Altstadtstraßen bummeln, zum brausenden Tiber hinabschauen und in der Nähe vom Pantheon den ersten frisch gebrühten *caffè* herunterkippen, fühlt sich das gut an. Vertraut. Ein bisschen wie nach Hause kommen.

Natürlich steht auch in Rom die Zeit nicht still. Seit meinem Jahr dort hat sich einiges geändert. Noch immer rum-

peln die Dieselruß-hustenden Busse durch die Straßen, aber immer öfter steige ich nun auch in leise schnurrende Elektrobusse. Und an einigen Haltestellen blinken neuerdings digitale Anzeigetafeln, die voraussagen, wann der vermaledeite 85er-Bus endlich vorbeikommt. Vor dem Petersdom wundere ich mich über die ungeheure Menschenschlange, die sich jetzt auch an gewöhnlichen Werktagen rund um den riesigen Platz schiebt. Wahrscheinlich liegt es an den gesteigerten Sicherheitskontrollen. Jedenfalls kann man nicht mehr einfach in die Basilika hineinspazieren.

Dafür erstrahlen einige Monumente in neuem Glanz – allen voran der Trevi-Brunnen. Fast eineinhalb Jahr war das Wasser abgelassen, und die barocken Meereshgötter versteckten sich hinter Baugerüsten. Nicht die klamme Stadt, sondern eine römische Modemarke hat die Millionen teure Restaurierung ermöglicht. Die Mühe hat sich gelohnt. Jetzt besitzt der alte Brunnen sogar Hightech-Filter, damit das Wasser den Travertinstein weniger angreift. Mehr als hundert energiesparende LED-Lampen tauchen die Tritonen abends in schmeichelndes Licht. Und wie eh und je drängen sich nun wieder die Touristen, um eine Münze in das grün-blaue Wasser zu werfen – denn der Volksglaube sagt, dass sie so eines Tages wieder nach Rom zurückkehren werden.

Als mein Rom-Jahr vorbei war, habe ich hier an der Fontana di Trevi mein Münzfach ausgeräumt. Und auch heute noch schaue ich bei fast jedem Besuch kurz vorbei. Augen zu, zack, Münze über die Schulter... Ich will kein Risiko eingehen. Und ich schätze, dass auch Sie vorsichtshalber eine Münze werfen werden. Denn wer Rom einmal kennen und lieben gelernt hat, will nur eines: wieder und wieder zurückkehren in die Ewige Stadt.



## Juni –

### *Alle Wege ...*

*Erste Lektion, in der ich lerne, dass vielleicht alle Wege nach Rom, aber dort nicht gleich zu einer erträglichen Mietwohnung führen.*

ES GIBT NICHTS UNERFREULICHERES, als den Morgen in einer Zugtoilette zu beginnen – in einer dieser klaustrophobisch kleinen Kabinen der „Ferrovie Italiane“. Zwölf Stunden braucht der Nachtexpress von München nach Rom, und mit jedem Kilometer, den der Zug Richtung Süden rattert, verschärft sich die Lage: Ab Kufstein quellen durchweichte Wegwerfhandtücher aus dem Mülleimer. Ab dem Brenner nimmt die Müdigkeit der Reisenden zu und die Pinkel-Treffsicherheit ab. Hinter Verona fängt der Wasserhahn an zu röcheln, egal wie energisch man das Pumpedal betätigt. Und diesmal hatte einer kurz vor Bologna mit Zahnpasta „*Che schifo!*“ auf den Spiegel geschmiert: „Wie eklig!“ Er hatte zweifellos recht. Bloß: Dieses eine Mal konnte mich all das nicht stören. Nicht an diesem Morgen, nicht auf dieser Reise – nicht knappe hundert Kilometer vor meinem Ziel.

Bei einem livrierten Zugbegleiter erstand ich ein *cornetto*<sup>1</sup> und ein Plastikbecherchen mit dampfendem Espresso. Damit schwankte ich zurück zu meinem Abteil, stemmte mich gegen die quietschende Schiebetür – und blinzelte. Wo vor einer Viertelstunde noch eine dicke, beige Plastikjalousie für Dunkelheit gesorgt hatte, schien plötzlich die Morgensonne durchs Fenster, schaukelten draußen mattgrüne Hügelketten vorbei. Die dreistöckigen Schlafpritschen waren weggeklappt. Und auf

der Sitzbank saßen meine beiden Reisegefährten und schauten mich erwartungsvoll an. Ich hatte sie bis dahin nur im Halbschlaf wahrgenommen. In Rosenheim waren sie mit großem Gepolter eingestiegen; später wechselten sie sich ab mit sonorem Schnarchen (Pritsche links unten) und unterdrücktem „*Giuseppe! Pssst! Basta!*“-Gezischel (Pritsche links Mitte). Es war ein älteres Ehepaar. Exil-Italiener, ganz klar – wahrscheinlich in den 1950ern nach Bayern gezogen, als es noch keinen Latte-Macchiato-Hype gab, sondern nur den unfreundlichen Begriff „Gastarbeiter“. Man kann leicht erkennen, wenn Italiener seit Jahrzehnten im barbarischen Norden leben, weil sie dann etwa, wie diese beiden gerade, mit gutem Appetit Salamibrote frühstücken. Deftiges um 7.30 Uhr morgens gilt normalerweise als vollkommen unmöglich. „*Buon-giorno, Signorina!* Gut geschlafen?“, schmetterte mir der Mann entgegen.

Ein paar Bahnstationen später kannte ich die Lebensgeschichte der Signori Pollari, vom kalabresischen Heimatdorf, in das sie gerade wegen der Hochzeit einer Nichte fahren, bis hin zur Dackeldame *Salsiccia* (Wurst), die inzwischen auf langen Zugfahrten an Inkontinenz litt und deshalb derzeit bei Tochter und bayerischem Schwiegersohn logierte. „Und Sie, Signorina? Sie machen Urlaub, eh?“, sagte Giuseppe Pollari schließlich. „Aber viel Gepäck für Urlaub!“ – „Na ja“, sagte ich und schaute schuldbewusst auf zwei enorme Rollkoffer, den Computerrucksack und eine Reisetasche, die vollgestopft war wie ein Mastschwein und halb unter dem Sitz hervorlugte. „Es ist kein Urlaub. Eher ein kleiner Umzug. Wenn alles klappt, werde ich ein Jahr in Rom leben, meine Uni-Abschlussarbeit schreiben und nebenher ein bisschen als Journalistin arbeiten. Vielleicht will ich später dort auch einmal auf Dauer leben, wer weiß.“ – „Ganz alleine, in Rom?“, fragte Signor Pollari mit erschrocken aufgerissenen Augen. Italiener

machen sich furchtbar gerne Sorgen um Familienmitglieder; und da mich Signor Pollari in der letzten halben Stunde so gut wie adoptiert hatte, lieferte es einen phantastischen Anlass zur Sorge, dass ich einsam und ahnungslos durch die römische Großstadt irren wollte. „Ach was“, widersprach seine Frau, „*avrà un fidanzato a Roma, no?*“ Und sie nickte zufrieden, als ich rot anlief wie eine San-Marzano-Tomate.

Der Ausdruck *fidanzato* ist für unabhängigkeitliebende deutsche Mittzwanziger ziemlich gewöhnungsbedürftig. Wörtlich bedeutet er nämlich „Verlobter“. Er wird zwar schon gern gebraucht, sobald die ersten amourösen Verstrickungen gelöst sind und man, sagen wir mal, öffentlich händchenhaltend durch sein Viertel schlendert. Aber trotzdem: Wo Deutsche noch drucksend von „Freund“, „Beziehung“ und „mal sehen, wie's weiterläuft“ sprechen, läuten in Italien – rein sprachlich gesehen – fast schon die Hochzeitsglocken. Das Wort *fidanzato* brachte mich regelmäßig in Verlegenheit. Erst recht, wenn es gerade um meinen Rom-Umzug ging.

Dass ich dort die Uni-Abschlussarbeit schreiben wollte, stimmte schon. Es war die offizielle Version für Professoren und „du-solltest-dich-nicht-so-viel-in-der-Weltgeschichte-herumtreiben“-Mahner. Als Journalistin arbeiten? Na ja. Ich hatte diverse Praktika und eine glorreiche Nebenjobkarriere beim Bonner General-Anzeiger (Lokalteil Beuel, Schulfest- und Verkehrsunfallgeschichten für 20 Cent pro Zeile) hinter mir. Außerdem hatte ich gerade die Zusage bekommen, dass ich an einer Hamburger Journalistenschule angenommen worden sei, an die ich nach Uni und Romjahr wahnsinnig gerne gehen wollte. Aus Rom würde ich vielleicht tatsächlich den einen oder anderen Artikel verkaufen können. Doch der wahre Umzugsgrund war schrecklich klischeehaft – denn ich hatte tatsächlich einen *Fidanzato*: Daniele, 27, waschechter Römer. Er hatte dunkle Wuschelhaare, einen verrosteten roten

Renault Quattro und eine Abneigung gegen lange Telefonate, was unsere Fernbeziehung nicht gerade einfacher machte. Mit dem üblichen „mal sehen“ würden wir zwei nicht weiterkommen – aber vielleicht, wenn wir endlich in der gleichen Stadt lebten?

Daniele schien den Umzug wert, und unter uns: Einmal in Rom zu leben, empfand ich nicht gerade als Opfer. Ich hatte schon während des Studiums ein Jahr im überschaubar kleinen Florenz verbracht, das fest in der Hand von Erasmus-Studenten und Touristen war. Aber Rom mit seinem Hauptstadtchaos, seiner merkwürdigen Mischung aus Uraltem und Neuem, mit seinen schnoddrigen Einwohnern ... das war etwas anderes! Das war Italien für Fortgeschrittene – auch wenn mir schon schwante, dass ich etliche Nachhilfestunden nötig haben würde. Ob ich da wohl zurechtkommen würde? Ob es mit Daniele klappen würde? Ob ich mir irgendwann vorstellen könnte, in Rom zu leben? „Gleich sind wir da!“, rief Signor Pollari plötzlich und begann, Koffer vom Gepäcknetz zu zerren und seine Jackettaschen abzuklopfen nach den Reservierungen für die Weiterfahrt. Draußen hatten sich die Gleise vervielfacht; das Gewirr aus Oberleitungsdrähten zerschnitt den blauen Himmel, und der Zug holperte langsam durch einen Metallmasten-Wald: „Roma Termini“ stand auf einem großen Schild. Hauptbahnhof, Endstation. Plötzlich war ich nervös.

Fast eine halbe Million Menschen durchkreuzen täglich Termini – Reisende, Bettler, illegale Taxifahrer, Pilger, fliegende Händler und unzählige Römer im Businesslook, die schnell zur Arbeit müssen, obwohl die Metro mal wieder streikt, verdammt. Von der halben Million, schätzte ich, wuselte etwa die Hälfte gerade auf dem Bahnsteig herum, auf dem ich jetzt mit Rollkoffern, Computerrucksack und Mastschwein-Reisetasche stand. Die Pollari hatten mir noch herzlich „*In bocca al*

*lupo!*<sup>2</sup> gewünscht und waren dann in der Masse verschwunden. Ich fühlte mich verloren. Wo war Daniele? *No, grazie*, ich brauche kein Hotel! *No, grazie*, ich will nicht zum exklusiven Sonderpreis zum Kolosseum kutschiert werden! Mit Profiblick hatten Nepper und Schlepper mich als Rom-Neuling enttarnt, umkreisten mich wie hungrige Hyänen, die leichte Panik und lockere Euros witterten. Ein Schnurrbartträger setzte gerade zur nächsten multilingualen Attacke an: „English? Deuts? You want cheap room?“ Doch da kam Daniele wild winkend angelaufen, außer Atem, lachend, erzählte irgendwas von Parkproblemen, und dann fielen wir uns in die Arme und küssten uns, und die Hyänen waren ratzfatz verschwunden. Ein einheimischer Fidanzato, tja, dann war wohl gerade nichts zu holen. Aber sie würden mich schon noch kriegen, sobald ich alleine unterwegs wäre. Auf irgendwas fällt jeder rein in Rom.

Danieles rostroter Renault Quattro war fragwürdig schräg zwischen einem Straßenlaternenpfahl und einem Müllcontainer geparkt. Ich kannte und mochte dieses Auto von früheren Besuchen. In besseren Zeiten hatte es Danieles Bruder gehört, und wenn man vorn in der Ablage wühlte, fand man noch Parkzettel von 1988. Zum letzten Mal durch den TÜV gekommen war es nur, weil der Bruder behauptet hatte, sein alter Vater nutze es nur noch auf Feldwegen, um damit zum Olivenhain der Familie zu fahren. Der Vater ist wohlgemerkt pensionierter Lehrer und besitzt keine Olivenbäume, sondern nur Blumenkästen auf dem innerrömischen Balkon. Die hintere Sitzbank des Renaults war schon lange ausmontiert, so dass tatsächlich Platz war für mein ausladendes Gepäck, zwischen Reservekanister, Picknickdecke, ein paar zerknitterten Ausgaben der *Repubblica* und einem halb aufgepumpten Fußball. Irgendwie war dieses Auto wie Daniele, dachte ich, während ich mich auf den Vordersitz plumpsen ließ: kein biss-

chen eitel, liebenswert und unkonventionell. Mit dem sauber ausgesaugten Alfa Romeo vom Papa protzen kann ja jeder. „Was hast du bloß alles mitgeschleppt?“, fragte Daniele, als er endlich alle Koffer verstaut hatte. „Alles Unikram! Ich hab sicher zwei Bibliotheksregale voll mit Büchern kopiert“, behauptete ich. „*Brava!* Meine strebsame deutsche Freundin“, grinste Daniele. „Hoffentlich hast du auch noch Zeit für anderes als für die Abschlussarbeit!“

Natürlich hatte ich Zeit, zunächst sogar mehr als jeder andere. Während Danieles Wecker frühmorgens klingelte und er sich schlaftrunken ins Pendlerchaos stürzte – er ist Ingenieur und arbeitete am anderen Ende Roms –, drehte ich mich auf meiner Gästematratze um, braute später mit der silbernen Caffettiera Espresso und brach dann zu Erkundungstouren in die Innenstadt auf. Am ersten Tag probierte ich ein halbes Dutzend Eisdielen auf der Suche nach dem perfekten Erdbeereis. Am zweiten Tag besichtigte ich das Forum Romanum. Und am dritten Tag ärgerte ich mich, dass ich weder auf der Spanischen Treppe noch auf der Piazza Navona in die Sonne blinzeln konnte, ohne gleich von kaugummikauenden Möchtegern-Latin-Lovers angequatscht zu werden. Ich machte also genau das, was Rombesucher eben so machen, und das war zweifellos großartig – aber eben kein Alltag, nicht das, was ich diesmal wollte. Am vierten Tag kaufte ich mir also das Anzeigenblatt *Porta Portese*.

„Ich hab mit der Wohnungssuche begonnen!“, verkündete ich abends und wedelte mit dem Immobilienteil, den ich inzwischen mit Kringeln und Ausrufezeichen dekoriert hatte. „Oje“, sagte Daniele, „*in bocca al lupo!*“ Den Ausspruch kannte ich jetzt ja schon. „Meinst du wirklich, dass es so schlimm wird?“, fragte ich verunsichert. „Ich bin doch die perfekte Mieterin: Nichtraucher, keine Haustiere, freundliches Wesen...“ – „Wahrscheinlich hast du’s tatsächlich leichter“, sinnierte Da-